

Zeitschrift: Pestalozziblätter
Band: 12 (1891)
Heft: 4

Artikel: Züge aus Pestalozzis Leben
Autor: Henning, W.M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-917642>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gehören in den chronologischen Angaben der Familie Pestalozzi zum Alltäglichen, wie ja beispielsweise der am 12. Januar 1746 geborne Pestalozzi die Rede die er am 12. Januar 1818 gehalten, auf dem gedruckten Titel als „an seinem 74. Geburtstag“ gehalten, bezeichnet hat.

Der Freundlichkeit des Herrn Pfarrer Bretschger in Buchs (Zürich) verdanke ich noch einige nähere Angaben über das Babeli und seine Familie. Er schreibt, nachdem er berichtet, dass das Familienbuch von Buchs nur bis 1796 zurückgeht, also für Feststellung der Herkunft der Barbara Schmid nicht in Betracht kommt, unterm 29. Juni 1891 folgendes:

„Nun zu dem was urkundlich vorhanden.

- a. *Ehebuch*. Unterm 28. Februar 1720 ist eingetragen die Ehe von Hans Heinrich Schmid von Buchs und Anna Kehrer von Regensdorf. Der Name der Frau ist nun allerdings, wenn er in der Folge auch noch fünfmal erscheint, jeweilen so undeutlich geschrieben, dass ich keine absolute Garantie bieten kann, dass er wirklich so laute, ich spreche mehr nur eine Wahrscheinlichkeit — allerdings eine ziemlich grosse — aus.
- b. *Taufbuch*. Unterm 27. November 1720 ist von obigen Eltern ein Kind, „Barbara“, eingetragen¹⁾; unter dem Namen eine Bemerkung: „Obiit Tiguri ancilla, den 18. Martii 1788“, — Von weitern Kindern sind erwähnt: 1724 Verena, 1725 Anna, 1730 Regula, 1737 Angela, letztere im gleichen Jahre als gestorben verzeichnet.
- c. *Totenregister*. März 1788: Barbara Schmid, Heinrich Schmid sel. ehlich nachgelassene Tochter, als 67 ann., 3 mens, 1 hebd., 3 dies, starb als Magd in Zürich und wurde den 18. März auf dem St. Leonhard-Gottesacker beerdigt.

„Vielleicht hat es für Sie etwelches Interesse zu vernehmen, dass noch eine andere Person aus unserer Gemeinde zu Pestalozzi in gleicher Stellung und Beziehung gestanden. Eine im Jahr 1882 verstorbene Bürgerin Elisabetha Wagen geb. Matter, ursprünglich von Köllikon, hat bei Pestalozzi in Iferten gedient; sie muss damals allerdings noch jung gewesen sein, da sie im Bürgerbuch als am 31. Januar 1802 getauft, eingetragen ist.“

Züge aus Pestalozzis Leben.

Gesammelt seit dem 1. Mai 1810 aus eigener Erfahrung (von W. M. Henning).

Nachfolgende kleine Züge aus Pestalozzis Leben und Gesprächen sind einem gebundenen Oktav-Schreibbuch J. W. M. Hennings entnommen und folgen unter obigem Titel einer Reihe von Aufzeichnungen über Pestalozzi nach, welche die grundlegenden Notizen zu seinen „Mitteilungen über Heinrich Pestalozzis Eigentümlichkeiten, Leben und Erziehungsgrundsätze“ im „Schulrat an der Oder“ 1816 und 1817 bilden (vgl. Pestalozziblätter VI. Jahrgang 1885 p. 62 ff.) Es ist wohl kein Zweifel, dass der ganze Pestalozzi betreffende Inhalt des

¹⁾ Das Babeli war also mit der Mutter Pestalozzis, die am 10. Oktober 1720 in Wädensweil getauft worden, nahezu gleichaltrig.

Schreibbuchs während Hennings Aufenthalt in Yverdon 1809—1812 eingetragen ist. Das Pestalozzistübchen verdankt die Einsicht in diese unmittelbar die Eindrücke Hennings, des damaligen preussischen Eleven am Institut zu Yverdon, wiedergebende Quelle, der Freundlichkeit der Enkelin Hennings, Fräulein Martin.

* * *

Pestalozzi war bei Frau von Stael¹⁾ in Coppet gewesen kurz vor ihrer Abreise nach Amerika. Als er zurückkam, sah er wohl und heiter aus. Im Innern des Hauses waren aber grosse Bewegungen und Unruhen. Der Dr. Krüger aus Mecklenburg sagt zu ihm: „Herr P., Sie sehen so frisch und heiter aus, seitdem Sie bei Frau v. Stael gewesen sind!“ — Mit einem wunderbaren Blick, den kein Wort bezeichnet und in welchem sich sein inneres unruhvolles und sorgenvolles Leben spiegelte, sagte er — sein Auge glänzte wunderbar und in seinem Ton lag Gutmütigkeit, Liebe, Kummer, kurz unendlich viel: „Du Narr!“

* * *

Ein Fremder, der Baron von Halberg hatte sich gewundert über die geistvollen Physiognomien der Kinder im Institut und meinte: es müssten alle glücklicherweise sehr gute Köpfe sein. Pestalozzi sagte zu mir, als ich ihm diese Aeusserung mitteilte: „Wenn man in allen Schulen den Kindern die Nasen abschnitte und käme dann in eine, wo man sie ihnen liesse, so würde sich mancher auch wohl so über das natürliche Aussehen der Kinder als über etwas Ausserordentliches wundern.“

* * *

Krüsi war von seiner Reise nach Stuttgart und Karlsruhe zurückgekommen. Pestalozzi fragte ihn: „Was ist das dümmste, das du gesehen hast?“ Krüsi antwortete: „das Tollhaus.“ Pestalozzi: „Bist wohl nie in einem Regierungsconseil gewesen!“

* * *

Hopf war zum Besuch da, P. fragte, ob man in Basel nicht sehr sein Absterben lobe²⁾). Hopf erwiedert: davon sei gerade nicht die Rede, wohl aber sage man allgemein, er stehe unter Vormundschaft. Niederer fiel ein: „Aber einige Leute setzen hinzu, Hr. Pestalozzi soll ein sehr schlimmer Mündel sein.“

¹⁾ Die Tochter des Ministers Necker und berühmte Schriftstellerin, geb. 1766 gest. 1817.

²⁾ Der Pestalozzianer J. Samuel Hopf (1784—1830) leitete in Basel ein blühendes Erziehungsinstitut, während das Institut in Iferten eben damals durch den für die Tagsatzung ausgearbeiteten Bericht von Girard, Trechsel und Merian in den Augen des Publikums schwere Schädigung erfuhr und die Commissionsmitglieder sich besonders bitter in ihrem Briefwechsel über Niederer aussprachen (Vorträge, gehalten bei der Pestalozzi-Feier 1846 in Basel p. 26 ff).

Hennings Ausdruck lässt, wenn wenigstens die Lesart richtig ist, an Deutlichkeit zu wünschen übrig.

Pestalozzi sagte: „Die Narren, wissen sie nicht, dass ich schon 40 Jahr verheiratet bin!“¹⁾

* * *

Am 22. Mai 1810.

Beim Nachtessen entstand zwischen Niederer und dem Professor Ladomus aus Karlsruhe ein heftiges Gespräch — von der Liebe sprach man, wie sie ohne Wahrheit nicht sein könne, sowie die Wahrheit ohne Liebe nichts sei und wie Liebe ohne Milde nicht stattfinde. Die Tage vorher war im Religionscomité mit Schmidt²⁾ sehr heftig gesprochen worden. — Feindseligkeiten von beiden Seiten. Schmidt hatte an diesem Nachmittage mit Ladomus viel geredet. Darauf stichelte zum Teil Niederer. Unter Anderm sagte er: jetzt erfahre er, dass es auch eine Mordbrenner- und Banditenwahrheit gebe. Ladomus empfand einige witzige Reden von Niederer bitter und sagte: er durchschaue den Witz, und der Witz bleibe nicht, nur die Wahrheit; der Witz könne nur Schwachköpfe auf einige Zeit blenden. Zuletzt nahm Pestalozzi noch das Wort und sagte: „ich bin überzeugt, eine kopflose Liebe kanns geben, aber eine herzlose Wahrheit nicht.“ — Ladomus hatte gesagt, das Institut sei im Jünglingsalter; man stiess auf das Jünglingsalter an, Pestalozzi trank darauf: „Gott behüte die Jungen und erlöse die Kindlichen!“ Diese ganze Zeit war eine trübe Zeit seines Lebens.

* * *

Am 22. Juli 1810. —

auf der Insel — vor Krügers Abschied. —

über die Behauptung der Wahrheit, gegen die Anfälle derer, die nicht nach ihr streben, gegen welche man allerdings sich hoch fühlen müsse und wo die Bescheidenheit nichts gölte. — Blank muss die Wahrheit daliegen wie ein zweischneidiges Schwert. Pestalozzi sagte, in seinem 25. Jahr hätte er für nichts so eifrig gebrannt als alle Wahrheitsfeinde zu zertreten. Er habe gedacht, wenn er nur den Bürgermeister von Zürich³⁾ hätte ermorden können, so sei schon alles damit getan. Man müsse sich über die Einseitigkeit von Schmidts Feuereifer nicht wundern. — Pestalozzi sagte auch bei dieser Gelegenheit: „Gott lässt den Teufel los, dass wir nicht zu Teufeln werden.“

* * *

¹⁾ Wohl nicht ohne Anspielung darauf, dass Frau Pestalozzi nicht zu Niederers unbedingten Verehrern zählte.

²⁾ Joseph Schmid verliess noch im Juli 1810 die Anstalt, in welche er erst 1815 zurückkehrte.

³⁾ Wohl blos allgemein gedacht: den nächststehenden Machthaber. Immerhin ist nicht ausgeschlossen, dass eine persönliche Verbitterung hier mitspielt; in diesem Falle könnte wohl nur auf Bürgermeister Leu angespielt sein, den Schwiegervater des „ungerechten Landvogts“ Grebel; doch läge alsdann wieder eine starke chronologische Ungenauigkeit in Pestalozzis Äusserungen vor, da Pestalozzi zur Zeit des Grebel-Handels (1762) erst 16 Jahre zählte.

Im November 1810 schmiegte sich ein junges kleines Mädchen, als er in das Haus eines Bekannten trat, mit ungemeiner Lieblichkeit, Innigkeit und Hingebung an Pestalozzi. Sie wollte etwas von ihm bitten, wagte es aber nicht, die Bitte zu sagen; — weibliche Zartheit und Scheu, Hingebung, Zutrauen, Hoffnung drückten sich auf ihrem Gesichte so aus, dass er ganz entzückt davon wurde und sagte: „Wenn auf dem Theater die Darstellung dieser innern Seelenbewegung so gelungen wäre, so würde es das vollkommenste Kunstwerk sein!“

* * *

Am 6. Dezember war ich mit Pestalozzi auf Marthas¹⁾ Stube. Wir sprachen von Schmidts Buch wider die Institute²⁾, von der Härte desselben, besonders von der Grundansicht, dass Alles gut und nichts schlecht sein, oder nichts Böses in der Welt mehr geduldet werden müsse — die Städte will er mit Feuer vertilgen, Heiraten unter Schwächlingen verhindern u. s. w. — Pestalozzi sagte: „Gott lässt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte; Gott verdirbt die Bösen nicht, ein Teufel muss kommen sie zu vernichten.“

* * *

Am 20. Dezember, in der Zeit des Examens — die erste Abteilung war examinirt worden, und die Mitglieder der Commission des Examens versammelten sich mit den Lehrern der ersten Abteilung bei Hr. Pestalozzi. Niederer und Pestalozzi waren beide mit Vielem nicht zufrieden, — besonders klagte Pestalozzi wieder, man mache nichts wie er es wolle, keiner helfe ihm u. s. w. Niederer erinnerte ihn daran, dass wir ja alle da wären ihm zu helfen. Er solle sich nur bestimmt und klar aussprechen; Krüsi meinte auch, es hätten ihm ja Viele helfen wollen und wollten noch. — Da sagte Pestalozzi zu Niederer heimlich: „Ihr nehmet ja keine Käs-Hand an.“ (Niederer kann nämlich den Käsgeruch nicht dulden.)

* * *

Krüsis Traum, den 22. Dezember 1810.

Vergangene Nacht träumt mir, ich sei mit einigen Kindern und ein paar Freunden unvermerkt auf einen Berg von beträchtlicher Höhe gelangt, von wo aus uns die liebliche Aussicht auf eine fruchtbare mit Dörfern besetzte Landschaft entzückte. Beim Heruntersteigen trafen wir ein wohlgebautes Haus nebst einer grossen Scheune mit freundlichen Bewohnern an, wo wir ein wenig aus-

¹⁾ Hennings Braut, die Tochter von Diakon Joh. Konrad Pfenninger (geb. 1747 gest. 1792) am St. Peter in Zürich, dem Freunde Lavaters.

²⁾ Schmid veröffentlichte nach seinem Abgange von Iferten gegen die Institutserziehung überhaupt und das Institut Pestalozzis seine Schrift: „Erfahrungen und Ansichten über Erziehung.“ Heidelberg 1810.

ruhten und Erfrischung genossen. Der Besitzer des Hauses besonders war sehr gefällig und zuvorkommend. Von dem, was er mir sagte, erinnere ich mich nur noch der Worte, er hätte uns gerne zur Erfrischung eingeladen, aber er dürfte es nicht aus Besorgnis, dass wir irgend einen Eigennutz dabei vermuten möchten. Dann zeigte er uns die kleine Stadt, die das Ziel unserer Reise war und von der wir schon einige Gebäude vor uns sahen. Geschwinder als wir glaubten befanden wir uns bei den Gebäuden, die wir von weitem sahen und von denen wir jetzt vermuteten, dass es ein Waisenhaus oder so etwas sein möge. In der Nähe dieser Gebäude öffnete sich plötzlich ein Anblick, der über alle Beschreibung herrlich war. Zu unsern Füßen strömte der Rhein mit spiegelhellem Wasser und in weiter Ferne standen die Hochgebirge so hell und klar vor uns, dass wir jede Richtung ihrer Schichten und sogar die Art des Gesteins einer jeden desselben ohne die geringste Mühe unterscheiden konnten.

Über diesem unbeschreiblichen Anblick, gegen dem die hellste Beleuchtung, in der ich je die Berge gesehen, nur ein Schatten ist, erwachte ich und unwillkürlich betete meine Seele: „Ewige Weisheit und Liebe! möchte ich doch in dem wahren Sinn und der wahren Kraft der Menschenerziehung jene Höhe erreichen, von welcher her die Aussicht auf ihr Geschäft und auf ihre Mittel so lieblich ist als die Landschaft, die ich im Traume erblickte! Möchte mir die Menschennatur in ihrem Sein und Wirken auch nur einen Augenblick in der Klarheit und dem Glanze erscheinen, in der mir während dem entzückenden Traum der Sohn des Hochgebirges in seinem majestätischen Laufe und es selbst in seiner mit himmlischem Licht umstrahlten Ruhe erschien. —“

* * *

Am 15. Januar 1811 waren Pestalozzi und Niederer auf Marthas Stube, welche an einem geschwollenen Backen leidend im Bette lag. Es kam die Rede auf Marthas Vater, den sel. Pfenninger. Pestalozzi sagte, er habe mit ihm die Rousseausche Epoche durchgemacht, ehe sie Christen geworden seien. [Wenn sie in der Betstunde im Fraumünster gewesen seien, hätten sie oft den Rousseau bei sich gehabt. Übrigens rühmte er die Predigten von Pfenningers Vater¹⁾ (die gedruckten über die Briefe an die Korinther)].²⁾ Pfenninger habe eine grosse Leichtigkeit gehabt in der Rede wie in seinem ganzen Tun. Er hätte die Menschen gar leicht für seine Zwecke gewinnen und dahin leiten können, wohin er sie hätte haben wollen. Mit grosser Popularität habe er die tiefsten Wahrheiten vorgetragen, mit grosser Aufopferung und Selbstverleugnung gewirkt. Er sei sehr fein gewesen; er habe viel bemerkt und viel Notizen aufgeschrieben, aus welchen dann seine Bücher entstanden seien, die er gar nicht

¹⁾ Der Vater von Diakon Pfenninger war Pfarrer Joh. Caspar Pfenninger am Fraumünster in Zürich (geb. 1712 gest. 1775). Vgl. über ihn und seine Schriften: Wirz, *Etat des zürch. Ministeriums*, Zürich, Höhr, 1890, p. 57.

²⁾ Das in Klammer gesetzte ist nachträglich weiter unten eingefügt.

besonders ausgearbeitet habe, weil es sein Grundsatz gewesen, dass die Bücher wirken, wenn sie nur gutes enthielten und dass man über die Nachwelt die Zeitgenossen nicht versäumen müsste. Niederer sagte, er habe Pfenningers Familie Oberau in 7 Bändchen mit grossem Interesse gelesen; es habe dies Buch viel auf ihn gewirkt; es sei ganz im Geiste der Sokratik geschrieben; nirgends finde man so den Geist der sokratischen Ironie wieder. Pestalozzi freut sich sehr über dieses Urteil Niederers, dass er so trefflich aus den Schriften auf den Autor schliessen könne, und sagte, gerade so sei Pfenninger gewesen. Er habe die Menschen bei ihren Schwächen zu fassen gewusst wie keiner. — M. sprach noch: ob der Einfluss Lavaters auf Pfenninger gut gewesen sei. Niederer meint, ohne Lavater würde Pfenninger nie so populär gewesen sein; er wisse die tiefsten Wahrheiten aufs populärste zu sagen, ganz originell. Ohne Lavater würde Pfenninger sich in die Spekulation gewagt, mit spekulativer Philosophie sich beschäftigt haben.

* * *

22. März 1812.

Seit 10 Wochen ist Pestalozzi an der Wunde krank, welche aus einer Verletzung mit einer Nadel im Ohr entstanden ist, ¹⁾ das Ohr ist verbunden und Pestalozzi hört nicht so leicht wie sonst. Heut beim Mittagessen hatten wir die Täglichen Nachrichten aus Schnepfenthal. ²⁾ Pestalozzi frug, was wir hätten. Niederer sagte: „etwas sehr Interessantes.“ Krüsi: „ich will euch was lesen.“ Er las. Pestalozzi rief bald, er solle aufhören. Krüsi verstand nicht recht, da Pestalozzi mit schwacher Stimme sprach, und fragte, ob er es nicht höre. Pestalozzi antwortete: „ich fürcht' dass ichs höre.“

* * *

Pestalozzi hat zu Benzenberg gesagt: damals als er durch die Unternehmung der Baumwollenfabrik den grössten Teil seines Vermögens eingebüsst hätte, sei er oft, wenn andere Leute zu Tische gingen, aufs Feld gegangen und habe ein Stück trockenes Brod aus der Tasche gegessen und am Bache Wasser dazu getrunken. ³⁾

* * *

Am 26. März 1812.

Pestalozzi kam heute auf Lichtenberg ⁴⁾ zu reden, auf Veranlassung, dass Benzenberg in seiner Reisebeschreibung sich auf Lichtenberg berufen hatte, sofern dieser endlich (?) Göthe nicht mehr geantwortet hatte über seine Ideen

¹⁾ Über diese Verwundung s. das Nähere bei Morf, zur Biographie Pestalozzis IV. 306.

²⁾ Salzmanns Erziehungsinstitut.

³⁾ Vgl. Pestalozzis Brief an Zschokke, Pestalozziblätter 1890 S. 23.

⁴⁾ Georg Christoph Lichtenberg, Physiker und satirischer Schriftsteller, Professor in Göttingen, geb. 1742, gest. 1799.

von der Entstehung der Farben. Krüsi hatte aus Lichtenbergs Fragmenten über sein Leben Pestalozzi während seiner Krankheit im Ohr vorgelesen. Pestalozzi sagt: Lichtenberg habe einen ausserordentlichen Takt und gesunden Verstand; darin sei er zuverlässig; er wolle auch seine Schrift über Pädagogik lesen. (Niederer sagt: Lichtenberg strahle überall Licht aus, worüber er urteile, ob man gleich eigentlich Positives von ihm nicht lerne, er zeige aber immer das Rechte). Doch, sagte Pestalozzi, wolle er aus Lichtenbergs Geständnissen dartun, dass Lichtenberg keine Autorität sei, auf welche man sich unbedingt berufen könne. — Aus seinem in Kupfer gestochenen Bildnis glaube er den Mann zu erkennen, der mit Wissen eigentlich saturiert sei, und zu jedem, der ihn Neues lehren wolle, zu sagen schien: „Schweigt jetzt, ich mag nun nichts mehr wissen“.

* * *

Jeremias 2, 13 ist eine Lieblingsstelle Pestalozzis¹⁾.

* * *

Sonntag, den 5. April.

Man sprach unter anderm auch von dem Aufschreiben der einem kommenden Gedanken in dazu bestimmte Bücher. Niederer tat das sonst so sehr, überall, so dass Pestalozzi es ihm selbst abriet oder sich daran stiess²⁾. Seit bald einem Jahre sieht man es Niederer fast gar nicht mehr tun. Man frug Niederer warum es nicht mehr geschehe. Er sagte: meistens aus Trägheit unterlasse er es; aber er fühle, dass er nicht mehr so besser werde, wie es sonst auch dadurch geschehen sei, obgleich er seine Gedanken nicht deswegen gerade — nämlich um besser zu werden — so bestimmt aufgefasst und niedergeschrieben habe. Viele dieser aufgeschriebenen Gedanken hätten nur in gewissen Gemütsstimmungen ihren Wert, den sie daher in andern Lagen und Gemütsstimmungen gar nicht mehr hätten. — Zu den merkwürdigsten und am meisten anregenden Erfahrungen gehörten auch die, die er so oft Gelegenheit zu machen habe, über die Art und Weise, wie sich die Ansichten der Welt und des Lebens in jüngern Gemütern erzeugten: Diese seien ungemein lehrreich und wichtig und von grossem praktischen Interesse für jeden Lehrer der Religion und für jeden, der die Individualität eines Menschen recht auffassen wolle; aber er sei jetzt so gleichgültig dagegen und so träge, dass er dergleichen Erfahrungen gar nicht mehr benutze. Krüsi sagte: in jenen Notizenbüchern müssten doch sehr viel Gedanken und interessante Bemerkungen enthalten sein. „Freilich“, sagte Niederer,

¹⁾ Denn mein Volk hat eine zweifache Sünde begangen: „Mich, den Brunnen der lebendigen Wasser haben sie verlassen und sich Sodbrunnen gegraben, ja zerbrochene Sodbrunnen, die kein Wasser halten“.

²⁾ Das Pestalozzistübchen besitzt eine grosse Zahl Spielkarten, auf welche Niederer solche Aufzeichnungen machte.

„ich will sie einmal zu einem Roman verarbeiten oder Pestalozzis Lebensgeschichte daraus machen.“ „Ja“, sagte Pestalozzi, „ihr werdet meine Lebensgeschichte wohl so schreiben, dass die Leute sagen werden, sie sei ein Roman“. Niederer sagte: „ich zweifle nicht daran, dass mehrere Leute sie für einen Roman halten werden.“ Pestalozzi: „aber ihr werdet euch dann wohl sagen müssen, dass ihr den Leuten dazu Veranlassung gegeben habt.“

* * *

Frau Pestalozzi sagte heute (5. April 1812), dass Herr Pestalozzi 30 Jahre lang alle Nacht eine Lampe vor seinem Bett habe stehen gehabt auf einem Tischchen und jeden Gedanken sogleich aufgeschrieben habe, der ihm gekommen sei.

Auch von *Muralt*¹⁾ sprach man heute, besonders von seiner lebendigen Auffassungskraft und Darstellungsgabe. Niederer sagte: seine Seele sei wie ein heller Spiegel, alles spiegle sich in ihm getreu — so seien auch seine Briefe aus Petersburg trefflich treue Darstellungen des Wirklichen. Da ich sagte, dass Muralt mir einmal gesagt: es seien nur wenig Menschen für Ideen empfänglich, und diejenigen die es glaubten, täuschten sich meistens nur selbst, sagte Niederer: damit habe er besonders sich selbst geschildert; er stünde dafür, Muralt habe nicht einmal die Idee von der Idee gehabt.

Scherzhaftes Gespräch zwischen Niederer und Pestalozzi:

Niederer zu mir: „Nun ists bald Mai; es wird nun bald Zeit, dass Du gehst.“

Ich: „Seit dem letzten Brief der Regierung aus Berlin habe ich mich anders entschliessen müssen.“

Pestalozzi: „Die Erde hat ihn hieher gefesselt²⁾.“

Ich: „Kawerau bleibt ja auch noch hier und der wollte schon im Februar fort.“

Niederer: Ja es ist schlimm, dass Kawerau hier geblieben ist; ich wollte auch lieber, er wäre fort (er spielte auf sein Verhältnis mit der J. an und auf den Einfluss desselben auf die übrigen Töchter des Instituts).

Ich (auf Niederers Verhältnis mit L. S.³⁾ anspielend): „Da wärs gut wenn du auch fort wärst.“

Niederer: „Ich bin ein notwendiges Übel, frag nur Herr Pestalozzi!“

Pestalozzi: „Nein, ein freiwilliges.“

Niederer: „Für mich wohl, aber für Sie gewiss nicht, Herr Pestalozzi! — Herr Pestalozzi kann mich nicht entbehren, ich bin ihm notwendig.“

¹⁾ Joh. v. Muralt geb. 1780. Mitarbeiter Pestalozzis 1803—1810, von da an bis zu seinem Tode 1850 Pfarrer der reformierten Gemeinde in Petersburg.

²⁾ Anspielung auf Hennings Verlobung mit Martha Pfenninger.

³⁾ mit welcher Niederer seit 1810 verlobt war.

Pestalozzi: „Ja ich habe den Narren an dir gefressen.“

Niederer: „Nun, das ist ja schön, so ist nur das Gescheite an mir übrig geblieben.“

* * *

Am 7. April, im Gespräch mit Lippe aus Hofwyl sagte Pestalozzi, da man von Benzenbergs Urteilen über Fellenberg und Pestalozzi redete und davon, dass Pictet von Genf über Griepenkerls schöne Gestalt und den Gesang seiner Frauen geschrieben: „Wenn man viel Ruhm hat, so steht man wie auf einem hohen Turm; man muss es dulden, dass die Leute viel von einem reden; wenn man aber alt wird, so hört man's nicht mehr; und ich habe mich nun noch dazu auf künstliche Weise taub gemacht¹⁾).

Lippe erzählte: ein Berner habe ihm behauptet, alle Schulen seien doch nicht so gut als die ehemaligen der Jesuiten; er habe dazu geschwiegen. Pestalozzi erwiderte: Der Mann hätte so Unrecht nicht; er würde ihn aber gefragt haben, was er glaube, ob die Kraft, mit welcher die Jesuiten unterrichtet hätten, mehr in Hofwyl oder in den gewöhnlichen Berner-Schulen erreicht werde.

Im Gespräch von Fellenbergs Armenschule sagte Pestalozzi: Fellenberg macht es sich sehr leicht — und regt gewiss viel Gutes an; aber nach meiner Ansicht taugt keine Armenschule, die von gewissen Verhältnissen abhängt und durch dieselben bedingt ist. Man muss den Armen nicht zum Bauern oder sonst einem Stande bilden wollen²⁾; sondern man muss sein Herz ergreifen und seine Kräfte üben, so dass er nichts sehnlicher will als wieder den Armen helfen³⁾. — Von dem Armenschulmeister der Fellenbergschen Armenschule⁴⁾ sagte Lippe: er könne mehr Geschicklichkeiten besitzen u. s. w., aber er sei herrlich; Fellenberg lasse ihm auch ganz freie Hand. Pestalozzi sagte: es sei Fellenbergs grösstes Glück, solchen Mann gefunden zu haben; auf solche Geschicklichkeiten komme es nicht an, aber auf den Willen und die Kraft des Mannes zum Heiligen und Wahren, darauf dass er jedes selbstsüchtige Streben von sich entfernt halte.

Von Fellenberg sagt Pestalozzi: „Bei Fellenberg ist ein organisirtes Kunstleben, geführt und erhalten von ausserordentlicher Kunstkraft, bei mir ist ein freies Naturspiel, welches gefährlicher [er, P., könne sich vorher nicht besinnen was er zu den Menschen reden solle; wenn der Mensch vor ihm dastehe in seiner Individualität, so rede und handle er; Fellenberg tue alles aus Reflexion⁵⁾];

1) Anspielung auf seine Verletzung im Ohr.

2) Diese Stelle liefert einen Schlüssel zur Erklärung der Differenz in der Anschauung Ps. und Fs. über das Ziel der Armenziehung, vgl. Pestalozziblätter 1891 S. 42.

3) Diese Zweckbestimmung steht in merkwürdiger Parallele zu Pestalozzis Selbstbekenntnis über die Wirkung, die von der Betätigung des „Babeli“ auf ihn und die Gestaltung eines innern Lebenslaufes ausgegangen ist (vgl. S. 50).

4) J. J. Wehrli.

5) Die in Klammer gesetzte Stelle ist erst nachträglich unten beigelegt.

„aber bei mir werden die Menschen was sie werden können, und die Individualität entfaltet sich. Der beste Mensch bei mir kann sich bei Fellenberg, und der beste Mensch bei Fellenberg könnte sich bei mir nicht wohl fühlen.“

Lippe hatte gesagt, das er sich in Deutschland gefreut, Pestalozzi so nahe zu kommen in Hofwyl, habe auch anfangs gedacht bei ihm zu leben — nun seien schon drei Jahre vorbei und er sei noch nicht hier gewesen. Pestalozzi sagte: „Und nun finden Sie, entweder zu Ihrem Leidwesen oder zu Ihrer Freude, dass zwischen mir und Herrn Fellenberg eine grosse Kluft befestigt ist¹⁾).

Pestalozzi setzte am Ende hinzu: „Ich spreche frei — Sie werden daraus kein Gift saugen, und meinem Willen nichts zur Last legen.“

* * *

Am 12. April. Krüsi hat in Pestalozzis Krankheit ihm „Götz von Berlichingen“ von Göthe vorgelesen. Pestalozzi sagte heute bei Tisch: Die meisten Leute jetzt hätten Weislings Charakter, — die Herren von der Berner- und Zürcherregierung hätten vollkommen so gehandelt. Unser Zeitalter sei jetzt so, dass bald Niemand glücklich sein würde als ein kräftiger, fester, einfacher Handwerker und die Menschen von wahrhaft hoher Gesinnung. Die Geistlichen, Gelehrten, Adeligen hätten es jetzt alle schlimm; sie hätten dabei am meisten zu leiden; sie sähen aber dabei so aus und miauten so, wie eine Katze, der man auf den Schwanz tritt.

Niederer sagte: Pestalozzi lese jetzt so viel Romane und Komödien, dass er wohl dergleichen schreiben werde — er werde den Roman seines Lebens schreiben. „Nein“, sagte Pestalozzi, „das überlass ich dir²⁾.“ Niederer sagte: „Lügnhafter könnte Ihre Lebensgeschichte wohl aus meiner Feder kommen, aber romanhafter nicht.“ Pestalozzi frug ihn ernstlich, ob er ihm auch wohl vorher Alles sagen würde, was er über ihn schreiben wolle. Niederer sagte: Nicht alles, was er ihm von ihm gesagt, würde er dem Publikum sagen.

Pestalozzi frug mich, ob ich glaube, dass ihm Niederer alles sagen würde. Ich sagte: „ich weiss nicht.“

[Pestalozzi sagte: Niederer hätt's nicht im Sinn zu tun! Niederer erwiderte: nein, der Sinn davon sei nicht in ihm (P.)³⁾].

Gestern Abend mitten unter Schmerzen fragte Pestalozzi Niederer: „Wann wirst du deinen Harnisch ausziehen und das Kleid des Friedens anlegen?“

Statthalter Ulrich in Zürich⁴⁾ habe geschrieben: Streitschriften übten nur

¹⁾ Die Wendung ist aus Luc. 16, 23, d. h. aus dem Gleichniss vom reichen Mann und armen Lazarus.

²⁾ Pestalozzi hatte Niederer schon seit 1805 mit der Ausarbeitung seiner Biographie be-
traut. Morf III, 322.

³⁾ Die in Klammer gesetzte Stelle ist erst nachträglich eingefügt.

⁴⁾ Hans Konrad Ulrich (1761—1828), durch seine Bemühungen für die Bildung der Taub-
stummen auch auf pädagogischem Gebiete bekannt (biogr. Notiz von Direktor G. Schibel in
Hunzikers Schulgeschichte I, 290—292).

den Scharfsinn, schadeten sonst aber mehr. — Pestalozzi sagte: „Man hat mit dem Stumpfsinn uns lang genug belästigt, dass wir ihn wohl einmal mit dem Scharfsinn zurücktreiben müssen.“

Brief Pestalozzis an Muralt in Petersburg.

Der Brief ist ein Geschenk von Herrn Dr. E. von Muralt in Lausanne, dem Neffen des Adressaten, an das Pestalozzistübchen. Er datirt ohne Zweifel vom Jahre 1811, da er auf einen Neujahrstag nach Muralts Übersiedlung nach Russland Bezug nimmt, im Übrigen aber noch keinen längern Aufenthalt Muralts in Petersburg voraussetzt. Der Brief ist Diktat, Schluss und Unterschrift von Pestalozzis Hand. Adresse: Herrn Johannes von Muralt, V. D. M. in St. Petersburg.

Lieber Muralt!

Gottlob dass du uns kennst; wir sind freilich in diesem und jenem schlechte Leute, und wir halten unsere Versprechen nur, wie es in der Welt der Gebrauch ist; das schreckliche Briefschreiben ist für Leute, die den Kopf immer voll haben, eine eigentliche Pein und Marter, c. a. d. ¹⁾ doch ohne eigentliche Schmerzen. Was gut ist, ist dieses: in Rücksicht auf dich heisst es gar nicht „ab Augen ab Herz.“ Die Knaben der 6. Klasse haben dich an meinem Geburtstag ob einem Transparent leuchten lassen, wie wenn du in wirklicher Leib- und Lebensgestalt in unserer Mitte wärest. Wirklich ist es meine Freude zu sehen, wie die Kinder täglich mehr an Anhänglichkeit und Liebe gegen die Lehrer gewinnen, und wenn ich irgend etwas [als] ein sicheres Fundament erkenne, so ist es in diesem. Ich weiss wie sehr dich diese Hoffnung freut, darum sage ich es dir: es geschieht hinter dem vielen Unangenehmen, das ich die Zeit her hatte, auch viel Erfreuedes. *Berlin* steht für mich fest wie Buchs, und der Kirchenrat in Zürich hat mich offiziell um einen Lehrer gebeten; das ist viel, ich sollte ein Kreuz in die Diele machen. Zu Luzern hat man Gügler ²⁾ wegjagen wollen, aber der Grosse und Kleine Rat kamen darüber in Streit und um sie zu vereinigen blieb Gügler Professor. Der offizielle Rapport ³⁾ greift auch nicht ein, so wenig als Schmidts Buch, dieser aber findet in Schwarz in Heidelberg ⁴⁾ einen eifrigen Vertheidiger; er erklärt das Institut und mich für zwei Ruinen, davon keine mehr dem was er vorher war, gleich sei. Nun denn, es ist immer noch eine Ehre als Ruine dazustehen, es giebt Häuser und Leute, die nie keine Ruine werden. Im Grund habe ich mich schon längst gewundert, dass man mich in meinen alten Tagen für etwas anderes gehalten, und wenn ich daran denke, was es für gute neue Stricke braucht, einen Last-

¹⁾ c'est-à-dire.

²⁾ Alois Gügler, geb. 1782, gest. 1827, Professor an der theologischen Lehranstalt in Luzern.

³⁾ Girards, Trechsels und Merians Bericht an die Tagsatzung.

⁴⁾ Fr. H. Chr. Schwarz, geb. 1766, seit 1804 Professor der Pädagogik und Theologie in Heidelberg, gest. 1837.